

Susanne Mischke
Mordsweiber

Susanne Mischke

MORDSWEIBER

Kleine böse Geschichten

zu**Kl**ampen! 

Herausgegeben von Susanne Mischke

© 2012 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
info@zuklampen.de · www.zuklampen.de

Umschlaggestaltung: Stefan Hilden, www.hildendesign.de

Bildmotiv: shutterstock.com

Satz: thielenVERLAGSBUERO, Hannover

Druck: CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-86674-177-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Das Blutloch von Drüggelte	7
Das Brautkleid	28
Der Platzhirsch	36
Die Haus-Sitterin	55
Die Tänzerin	70
Eine Frage des Geschmacks	85
Landliebe	95
Liebe Frau Augustin	122
Manche mögen's kalt	131
Der Muttertagsmörder	138
Nikolaustag	147
Randale	162
Schwere See	178
Oh, Tannenbaum	188
Ruhe im Haus!	197
Der Vollstrecker	201
Das Saumensch	210
Die Autorin	219
Nachweise	220

Das Blutloch von Drüggelte

Ich habe es nicht mit dem Übersinnlichen. Mein Geschäft ist die Realität: Gas, Wasser, Scheiße. Das ist nicht mein Lebenstraum, aber jemand muss es ja machen.

Wir machen es schon in der dritten Generation. Klempnerei *Völlmecke & Sohn* hieß der Betrieb unter meinem Großvater, danach nur noch *Völlmecke*, weil *Völlmecke & Tochter* »nicht klingt«, wie mein Vater seinerzeit bemerkte, ehe er sich am Kamener Kreuz mit seiner Harley unter einen holländischen Laster legte. Die Harley war sein Lebenstraum gewesen.

In meinem Leben ist kein Platz für Träume und erst recht keiner für Gespenster. Dachte ich. Bis zu dieser seltsamen Sache in der Drüggelter Kapelle.

Die Drüggelter Höfe befinden sich auf der Strecke von Soest zum Möhnesee, kurz vor dem See und der Ortschaft Delecke. Mona und ich hatten den Sommer über auf dem Gelände zu tun: ein neues Bad im Gutshof, eine neue Heizung in der »alten Backstube«, ein netter, fetter Auftrag.

Mona hatte es besonders die Drüggelter Kapelle angetan. »Das ist ein Kraftort«, behauptete sie. »Dort müssen Sie sich mal ruhig hinsetzen und meditieren, Chefin.« Mona siezt und cheft mich hartnäckig. »Aber Sie müssen unter der Woche reingehen, wenn es ruhig ist. Nur wenn man allein ist, spürt man die Magie des Ortes.« Sie bemerkte meinen skeptischen Blick. »Das ist nachgewiesen.«

»Nachgewiesene Magie?«, zweifelte ich. »Ein Widerspruch in sich.«

Sie schüttelte so heftig mit dem Kopf, dass das Silber an ihren Ohrmuscheln rasselte. »Ist es nicht. Radiologen haben in der Kapelle energetische Strahlenbahnen und Energiezentren nachgewiesen. Sie entstehen durch die besondere Anordnung der Säulen, und weil die Kapelle auf vier sich kreuzenden Wasseradern steht. Alte Kirchen stehen nämlich gerne auf sich kreuzenden Wasseradern«, klärte sie mich auf. »Aber gleich vier davon, so was gibt es sonst in keiner Kirche.«

»Wenn ich mal Zeit habe, werde ich mich reinsetzen und berichte dir dann von meinen spirituellen Erfahrungen«, versprach ich.

Aber wann würde ich schon Zeit haben? Ich bin Unternehmerin und habe anderes zu tun, als auf Wasseradern zu meditieren.

Ich hatte an diesem Tag spät Feierabend gemacht, und auf dem Weg zu meinem Wagen machte ich dann doch einen Abstecher zur Kapelle. Im Abendlicht leuchteten die weißen Wände vor dem grünen Dämmer der Kastanienbäume. Zwischen den gemütlich-eckigen Fachwerkgebäuden des Guts wirkte der runde Bau wie ein Fremdkörper.

Dabei ist die Kapelle eigentlich nicht rund, sondern ein Zwölfeck. Sie hat ein Dach aus Schiefer mit einem achteckigen Türmchen in der Mitte, und auf der Ostseite eine Ausbuchtung – eine Apsis – für den Chor.

Ich folgte dem gekiesten Weg um die Kapelle herum, als mir das Loch in der Wand auffiel. Es befand sich an der Ostseite, ungefähr auf Kniehöhe, und hatte, grob geschätzt, den Durchmesser eines Tennisballs. Ich stellte meinen Werk-

zeugkoffer hin und sah es mir genauer an. Es war nicht nur ein rundes Loch in der Wand, sondern eine kurze Röhre mit einem Gefälle. Also ein Abfluss. Das weckte sofort meine berufliche Neugierde. Ich stand auf und rüttelte an der Tür. Abgeschlossen. Dann eben nicht. Ich hatte ohnehin keine Zeit, denn ich musste mich noch um die defekte Gastherme von Monas Großmutter kümmern. An eine Gastherme lasse ich keinen Azubi, auch nicht Mona, obwohl sie sich recht geschickt anstellt.

Mona wollte unbedingt Installateurin werden, fand aber keine Lehrstelle, trotz ihres guten Zeugnisses, und obwohl sie sich von Paderborn bis Unna beworben hatte. Dies klagte mir eines Tages ihre Großmutter, Frau Eusterbrock, die in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich hatte anfangs Zweifel, ob eine weitere Frau dem Betrieb guttun würde, aber ich habe Monas Anstellung noch nie bereut. Klar, manchmal gucken die Leute schon etwas konsterniert, wenn wir beide in unseren knallroten Latzhosen aus dem knallroten Lieferwagen steigen. Auf dem Wagen und auf unseren Hosenlätzen steht in weißer Schrift: *Toni Völlmecke - Heizung - Sanitär - Installation*. Toni, das bin ich. Eigentlich lautet mein Name Antonia, und noch eigentlicher hätte ich ein Anton werden sollen.

»Oh, ich dachte, es kommt ein Mann«, bekomme ich oft im Tonfall mühsam beherrschten Entsetzens zu hören, besonders von Frauen. Es scheint Überwindung zu kosten, mit einer Frau über ein verstopftes Klo zu sprechen. Hinterher heißt es dann zufrieden: »Frauen arbeiten ja so viel sauberer und haben viel mehr Sinn für Ästhetik. Und sie fluchen nicht.«

Frau Eusterbrock erwartete mich schon. Sie war das, was

man eine wirkliche Dame nennt. Ihr Gesicht war stets perfekt geschminkt und jede Strähne ihres weißen Haars war mit Spray an ihrem vorgesehenen Platz fixiert. Ich habe sie noch nie nachlässig gekleidet gesehen. Jeden Sonntag besuchte sie die katholische Kirche und war im Frauenverein aktiv. Ich bekam bei ihr stets grünen Tee mit selbstgebackenen Mandelkexen serviert. So auch heute, während ich der alten Dame erklärte, dass an ihrer Therme ein Modul ausgewechselt werden sollte, welches ich aber erst bestellen musste.

»Wird es sehr teuer werden?«

»Es geht«, antwortete ich vage. Sie war nicht arm, aber sparsam. Sie war die Tochter eines Apothekers, und ihr Mann hatte eine leitende Position bei der *Westfälischen Union* gehabt. Er war seit zehn Jahren tot.

»Acht Jahre musste ich nach dem Krieg auf ihn warten«, erzählte sie mir – nicht zum ersten Mal. »So lange war ich verlobt. Als mein Hellmuth heimkehrte, anno dreiundfünfzig, da war ich schon dreißig. Also ein spätes Mädchen. Ich habe diesen Mann, der da plötzlich vor der Tür stand, fast gar nicht gekannt. Aber wir waren ja verlobt. So was galt damals noch. Und die wenigen Briefe, die mich erreicht hatten, die haben sehr schön geklungen.«

Ich lächelte höflich und trank von meinem Tee, während ich die silbergerahmten Fotos auf der Anrichte betrachtete: sepiafarbene Aufnahmen von Frauen mit strengen Frisuren und Männern in Uniformen oder Anzügen. Das Fotografiertwerden war damals noch eine hochoffizielle Sache. Nur ein junger Mann mit einem Akkordeon auf den Knien wirkte einigermaßen locker.

»Und wie sieht es bei Ihnen aus?«, fragte sie unverblümt.

Ich hatte keine Lust, ihr von meinem armseligen Privatleben zu berichten.

»Die Geschäfte gehen recht gut, doch, doch. Zurzeit arbeiten Ihre Enkelin und ich auf den Drüggelter Höfen.«

Täuschte ich mich, oder war sie bei der Erwähnung der Drüggelter Höfe eben zusammengezuckt?

»Ein schönes Fleckchen Erde«, schwafelte ich weiter, und beobachtete sie dabei. »Heute wollte ich in die Kapelle, da war ich zuletzt als Kind, mit der Schulklasse, aber sie war abgeschlossen.«

Ihre Tasse knallte auf die Untertasse. »Gehen Sie da besser nicht hinein.«

»Wieso nicht?«

Den Blick stur an mir vorbei auf ihre Ahnengalerie gerichtet, sagte sie: »Das ist ein böser Ort.«

Mehr war nicht aus ihr herauszuholen. Ihre dünnen Lippen blieben verschlossen wie die Bügel ihrer Handtasche.

Monas Kraftfeldgeschichten hatten mein Interesse an der Drüggelter Kapelle längst nicht in dem Maße wecken können wie die Warnung ihrer Großmutter. Gleich am nächsten Morgen versuchte ich es wieder, doch die schwere Holztür war erneut oder noch immer abgeschlossen. Aber als ich um zehn Uhr Frühstückspause machte, war sie offen. Es war ein regnerischer Tag, durch die kleinen Bogenfenster fiel graues Licht. Im ersten Moment erkannte ich nur Säulen, überall Säulen, zwei Kreise, einen äußeren mit zwölf und einen inneren mit vier Säulen, zwei davon dicker und mit grauem Stein verkleidet. Erst, nachdem sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, nahm ich mehr wahr: die weiß

getünchte Gewölbedecke, den Boden aus Terrakotta, die Säulenkapitelle, verziert mit Sonnen, Gesichtern, Widderköpfen, Pflanzen, Lebensbäumen und allerhand rätselhaften Runenzeichen. Nicht ein einziges christliches Symbol war dabei, und ich erinnerte mich, dass die Kapelle im Volksmund auch die »Heidenkapelle« genannt wurde. Bewegliche Holzbänke standen an die Wand gerückt, ordentlich gestapelte Klappstühle neben dem Eingang. Freudig erkannte ich die massige, mit Stahlbändern gefasste Eichenholztruhe aus dem zwölften Jahrhundert wieder. Als Kinder hatten wir den schweren Deckel hochgestemmt, in der festen Überzeugung, darin ein vermodertes Skelett oder einen Schatz zu finden. Die Truhe war leer gewesen, und wir enttäuscht.

Heute zog es mich zum Altar, einem schlichten, gemauerten Rechteck mit einer bündig abschließenden Granitplatte darauf, in deren Ecken je ein Krukenkreuz geritzt war. Auf der Platte thronte ein stark stilisierter Jesus am Kreuz, dessen Mitgekreuzigte man zu phallusartigen Gebilden reduziert hatte. Wenn schon das Christentum unbedingt vertreten sein muss, dachte ich, hätte man das auf geschmackvollere Weise angehen können.

Rechts neben dem Altar fand ich, wonach ich gesucht hatte. Am Fuß der kleinen Fensternische befand sich auf einem Absatz ein grauer Stein von der Größe eines Schuhkartons. In seine Oberfläche war ein zweifingertiefes, rechteckiges Becken geschlagen worden, dessen Boden sich zu einer Rinne neigte, die in jenen Abfluss mündete, den man von außen sah.

Wozu hatte dieses Becken gedient? Sicher nicht, um Blumenwasser zu entsorgen, orakelte ich. Wahrscheinlich hatten es die Heiden nach ihren Blutorgien nicht so mit dem Sau-

bermachen, weshalb sie den Lebenssaft ihrer armen Opfer durch das Loch nach draußen hatten fließen lassen.

Ich setzte mich auf eine der Bänke am Rand, und richtete meinen Blick auf das runde, bleiverglaste Fenster hinter dem Altar. Wie meditiert man eigentlich korrekt, überlegte ich. Indem man an gar nichts denkt. Kann der Mensch an gar nichts denken? Der Mensch vielleicht, ich nicht. Dazu brauchte es Übung, die mir fehlte. Also dachte ich an den schnuckeligen Barkeeper vom *Geronimo*, an unbezahlte Rechnungen, und dass ich nicht vergessen durfte, das Modul für die Gastherme von Frau Eusterbrock zu bestellen.

Draußen musste die Sonne herausgekommen sein, denn auf einmal wurde der Lichtkreis des Fensters unerträglich hell. Geblendet wandte ich den Blick ab. Auf der kleinen Bank, die vor dem Altar stand, saß ein Mann. Ich wusste genau, dass ich vorhin die Tür hinter mir geschlossen hatte, dennoch hatte ich den Mann nicht hereinkommen sehen. Er wandte mir den Rücken zu und saß einfach nur da, völlig unbeweglich. Er trug einen schwarzen Anzug und ein weißes Hemd. Der Schnitt des Anzugs hatte etwas Antiquiertes. Sein Haar war im Nacken kurz rasiert, das braune Deckhaar war länger. Ich hüstelte. Nun kam Bewegung in seine Gestalt, ganz langsam wandte er sich um. Er war jung, höchstens dreißig, das Gesicht glatt rasiert mit fein modellierten Wangenknochen. Ein paar Haarsträhnen fielen ihm in die hohe Stirn. Seine grauen Augen hatten einen melancholischen Ausdruck, den Mund umspielte ein kleines, trauriges Lächeln. Er sah aus wie eine Figur aus einem uralten Schwarz-Weiß-Film. Genau, das war es, das Seltsame an ihm: Es schien nichts Farbiges an ihm zu sein. Sogar die Haut seiner Wangen war grau. Das mochte